

Gudrun Seidenauer

Niemand ist niemand

Das erste Kapitel können Sie in der Printausgabe von SALZ Nahaufnahmen 24 lesen.

II

Eine taucht ab

Als sie mit Reinhard auf der Mauer hinter dem alten Feuerwehrhaus saß, blühte der Löwenzahn und unentwegt rief ein Kuckuck, sie weiß es noch ganz genau. Kinder aus der Nachbarschaft spielten mit Holzschwertern in der Nähe und schauten ein paar Mal neugierig zu ihnen herüber. Reinhard schien das im Gegensatz zu sonst nicht zu kümmern, und Mali hielt das für ein gutes Zeichen. Die Frühlinge jener Jahre, das Aufblühen, der unbeirrbar Vogelgesang und die milde Luft waren wie herausgeschnitten aus allem anderen. Das zyklische Werden und Vergehen galt nicht mehr. Die Jungen starben und die Alten blieben. Es gab kaum anderes als Vergehen. Vergehen und Verrecken. Aber für eine Weile musste sie es nicht mehr sehen. Reinhard hatte sich zwischen sie und das allgegenwärtige Kriechen geschoben, hatte die Starre aufgeweicht, in die sie es versetzt hatte, und die doppelte Verzweiflung aufgelöst, diejenige, die von sich selber nicht mehr weiß und in die sie fest eingesponnen waren wie verpuppte Larven. Reinhard's Gesicht, Reinhard's Worte, Reinhard's Berührungen. Jetzt wusste sie, wofür es sich lohnte. Sie und Reinhard waren oft miteinander verzweifelt gewesen. Dass das schön war, schöner als alles, wem sollte sie das je erklären können? Sie redeten stundenlang, eng aneinandergeschmiegt in der Kälte, die durch die Ritzen in den Heuschober drang, in dem sie sich nachts manchmal trafen.

„Es wird unser Unglück sein, was wir Ihnen angetan haben“, sagte Reinhard.

„Wieso sagst du wir?“, fragte Mali. „Du und ich, wir haben doch niemandem etwas getan.“ Reinhard kannte Leute, die welche kannten, die. Seine Quellen waren verlässlich. Mali wurde eine Meisterin darin, lautlos vom Hof mit der angeschlossenen Schmiedewerkstatt zu schleichen, wo sie den Reichsarbeitsdienst leistete. Dass sie wenig redete und am Hof kräftig zupackte, obwohl sie das Abitur hatte und sogar Latein und Englisch konnte, wurde ihr als sympathischer Zug ausgelegt. Die schwere Arbeit machte ihr nichts aus. Sie tat sie nicht für diese Leute. Wenn sie arbeitete, musste sie nicht an ihre Mutter denken, die binnen zehn Tagen an einer Blutvergiftung gestorben war, nicht an die Todesmeldungen, die wöchentlich mehr wurden, nicht an die Flugzeuge, die bis jetzt immer noch über die Gegend hinweggezogen waren, und nicht an das Gemunkel über irgendetwas Ungeheures, gar nicht weit weg im Nordosten. Seitdem sie Reinhard kannte, glaubte sie es. Gesehen hatte sie schon vorher einiges. Aber sie hatte es nicht verstanden, es schien zufällig zu geschehen, ohne Sinn, nichts als grausame Willkür. Zuerst wurde den Zwillingen vom Uhrengeschäft, das Juden gehörte, der Hund vergiftet, dann dort die Scheiben eingeschlagen und der Laden verwüstet. Mali hatte die Gesichter gesehen, als sie gerade mit dem Rad von der BDM-Stunde heimgefahren war, hinten den Korb mit der ekelhaft kratzigen Wolle, aus der sie Socken für unsere tapferen Soldaten stricken mussten. Als sie das Klirren gehört hatte, war es schon zu spät für einen Umweg gewesen. Den Mann hatten sie die Treppe hinuntergestoßen und den Verletzten einfach auf den Gehsteig gerollt. Die Frau hatte einer an den Haaren gezerrt. Von Mali hatte niemand Notiz genommen. Sie war noch in Uniform und trat in die Pedale, so fest sie konnte.

Reinhard erzählte sie alles. Auch dass ihr der Führer gleichgültig war und sogar Gott. Seitdem die Mutter gestorben war, konnte sie ihn nicht mehr ausstehen, obwohl sie noch an ihn glaubte. Vor der Stimme des Führers im Radio hatte sie schon als Kind Angst gehabt, und dass ihre Schwester und ihr Vater sie deshalb auslachten, hatte es nicht besser gemacht. Auch Reinhard konnte den Führer nicht leiden. Außer Gott liebte er nur Mali, immer wieder sagte er es ihr. Wenn er es tat, war es wie Atem, wie Wasser, wenn es man dringender brauchte als alles andere auf der Welt. Sie hätte sich so etwas nie vorstellen können. Die

Vorstellung des Schrecklichen war viel einfacher als die des Schönen. Reinhard war zweiundzwanzig, sie neunzehn. Nachdem er als Achtjähriger von einem voll beladenen Heufuhrwerk gefallen und unter die Räder geraten war, war sein Knie steif geblieben und er wurde nicht zum Wehrdienst eingezogen. Er arbeitete im Kreispostamt und las konfiszierte Bücher, die ihm ein Freund aus der Sammelstelle beiseiteschaffte. Reinhard war groß und muskulös, dennoch ein Krüppel. Einer, der seinen Dienst für Volk und Vaterland nicht an der Front leistete, war trotz des Geschwafels von der Heimatfront bestenfalls bedauernswert.

Weil sie hier sonst niemanden kannte, hatte sie an den freien Samstagnachmittagen den Halbbruder besucht, den sie bis dahin erst ein paar Mal gesehen hatte. Obwohl die Hausleute freundlich zu ihr waren und sie auch vor anderen als tüchtig und fleißig lobten, hasste Mali die Rotz Nasen der Bauernkinder, den von der Kernseife glitschige hölzernen Wäschezuber, den dampfenden Atem der Pferde und Kühe, ihre stumpfen, eindringlichen Blicke.

„Sie lassen alles mit sich machen, diese Tiere“, sagte sie zu Reinhard, während er ihr Heuhalme aus den Haaren zog und damit ihre Beine entlangfuhr. Sie gestand ihm, dass es ihr sogar gefiel, wenn ein Pferd jemanden abwarf oder eine Kuh beinahe jemanden an der Stallwand erdrückte, und dass sie das rebellische Tier dann heimlich mit Futter verwöhnte. Reinhard küsste ihre Knöchel, ihre Knie. Beide waren überrascht von ihrem Hunger. Bisher hatte Mali mit Sex bestenfalls ein feurig-unangenehmes Rotwerden verbunden, klebriges Grinsen, dem sie aus dem Weg ging, ein heimlich mit anderen Kindern beobachtetes verschwitztes Ringen, Keuchen und Rangeln, bleich leuchtende Hinterbacken und hilflos zappelnde Frauenbeine, bei deren Anblick sie sich geschworen hatte, mit mir nicht, niemals. Jetzt erforschten sie einander Zentimeter für Zentimeter. Er ertastete die Stellen zwischen Nacken und Schulterblatt, zwischen Hüftknochen und Oberschenkel. Er wollte sie auswendig lernen, sagte er. Es vergingen Stunden, in denen sie einander nicht losließen. Sie kannten jeden Unterschlupf in der Umgebung.

Mali begann in der Bibliothek Geschichten über verbotene Lieben zu suchen. Sie las sie ihm alle vor: Heloise und Abelard, Tristan und Isolde, Romeo und Julia.

Romeo, Romeo, wherefore art thou, Romeo?

Deny your father, and refuse thy name.

*With love's light wings did I o'er-perch these walls,
for stony limits cannot hold love out.*

And what love ca do, that dares love attempt.

Deny your father and refuse thy name. Der Vater hatte Reinhard's Mutter regelmäßig Geld zukommen lassen. An den Geburtstagen hatte er ihn manchmal besucht, ihm Fragen gestellt und auf die Schulter geklopft. Das Kind war schüchtern, verstockt. Aber einmal, als der Vater gehen wollte, habe er sich an ihm festgeklammert, bis dieser ihm eine Ohrfeige gab und genauso erschrocken schien wie der Junge selbst.

„In deinen Geschichten gibt es kaum Überlebende“, sagte Reinhard. „Nicht ein einziges Mal kommen sie davon.“

Das sei doch nur Literatur, entgegnete Mali dann, daran zähle doch nur die Wahrhaftigkeit der Gefühle und die Schönheit ihres Ausdrucks.

„Aber wir sind das wirkliche Leben“, sagte sie.

„Das Leben ist stärker.“

„Du bist stärker“, antwortete Reinhard und zog sie an sich. Sie ließ ihre Hände über seine konturierten Oberarme gleiten, schüttelte heftig den Kopf. Nach Amerika, Kanada oder Australien würden sie gehen, wenn das hier vorbei war. Dort wusste keiner und fragte keiner. Sie hatten ja nicht einmal den selben Familiennamen. Sie hörten BBC. Lange konnte es nicht mehr dauern. In den Gasthäusern nahmen die Wirte nach und nach die Karten mit den beflaggten Stecknadeln ab, die den Frontverlauf markierten, mochte das Radio noch so laut vom Endsieg brüllen. Eine andere Zukunft als mit Reinhard war für Mali nicht vorstellbar. Sie stellte sich das Leben, das sie führen würden, immer wieder bis in die letzte Einzelheit vor. Mithilfe zerschlissener Reclam-Ausgaben der Shakespeare-Dramen von Reinhard's Freund, und einer Grammatik aus einer Reformschule der Zwanzigerjahre versuchte sie, ihr Englisch zu verbessern. Alles konnte sie sich vorstellen. Nur nicht, dass es nicht wahr wurde. Nur nicht, dass er es nicht wagte.

Der Kuckuck rief immer noch. Heiraten? Das musste ein Missverständnis sein. Wen, um Gottes Willen, und wann? Bis zum Warum drang sie gar nicht durch. Dabei wäre das die einzige Frage gewesen, auf die es ankam.

Vielleicht damit sie sie nicht doch noch stellte, redete und redete er, aber seine Worte fielen

allesamt durch sie hindurch. Sie verstand nichts, kein einziger Satz ergab auch nur irgendeinen Sinn. Schande. Blut oder Rasse: Sie waren sich doch einig, dass das Unsinn war, nichts als strohdummer Aberglaube. Und wenn es bei anderen tausendmal Sünde wäre: doch nicht bei ihnen. Das zwischen ihnen war heilig, unantastbar. Am schlimmsten war es, als sie an jenem Abend noch dachte, die richtigen Worte, der richtige Blick könnten noch alles zum Guten wenden. Als käme es nur auf sie allein an, ihn aus diesem fürchterlichen Schlaf, diesem unvorstellbaren Vergessen zu reißen.

Dabei hatte er sich schon längst von ihr verabschiedet, bevor er ihr von der Verlobung erzählt hatte, hatte sie weggeworfen, ohne dass sie auch nur eine Chance bekam. Das war es, was sie ihm am wenigsten verzieh. Ihr blieb nichts übrig, als dem Urteil zuzuhören, das er über sie beide gefällt hatte. Aber warum und wann? Sie weinte nicht und flehte nicht.

Irgendwann wurde er ärgerlich, aber sie musste immer wieder fragen. Irgendwann schrie sie und er hielt ihr den Mund zu. Irgendwann ging er. Mali blieb auf der Mauer sitzen. Wenn sie sich bewegen würde, könnte es gut sein, dass sie in Stücke oder zu Staub zerfiele. Alles war möglich, so wie auch wenige Stunden zuvor alles möglich gewesen war, nur von der anderen Seite, von der des Glücks her. Sie rührte sich nicht. Alles verlachte und vernichtete sie: die blitzenden Sterne, die Windböen, das Käuzchen, die rauen Steine unter ihren Schenkeln, die milde Kühle der Nacht. Und alles hatte sich mit Gott verbündet, der sich Reinhard geschnappt haben musste, ein gnadenloser, boshafter Gott, der über ihn gekommen war und sich in ihm aufgebläht hatte. Reinhard's Glaube war ihr immer verdächtig gewesen, aber der Glanz von allem anderen zwischen ihnen hatte ihr Misstrauen weggeblendet. Zwar hatte sie nie verstanden, wie man glauben konnte, dass ein gütiger Vater die Gebete der einen gnädig erhörte, während er die anderen ohne mit der Wimper zu zucken in die Hölle schickte, aber etwas an seiner Gläubigkeit hatte Reinhard stark gemacht, ihn daran gehindert sich selbst zu hassen, wie es viele taten, die in den Augen der Maßgeblichen beschädigt waren, unwertes Leben.

Wie sie nachhause gekommen war, wusste sie nicht mehr. Irgendwann im Morgengrauen auf ihrem Bett erschrak sie vor einem hohen, klagenden,

an- und abschwellenden Geräusch, bis sie erst mit Verzögerung erkannte, dass es ihr eigenes Weinen war. Es schüttelte sie tagelang immer wieder und trocknete ihren Körper richtiggehend aus.

Dass Reinhard mit ihr auch sein Kind wegwarf, von dem sie seit ein paar Wochen wusste, war keineswegs ihr heimlicher Triumph und nichts, was ihr Macht verlieh. Es war die Verkörperung der Sünde, die sie begangen hatten. Mali hätte sich zu helfen gewünscht. Doch irgendwann rollten die Stricknadeln klappernd unter das Bett und sie goss die Kräuterbrühe in den Ausguss.

Das Verschwinden war einfach. Kurz nach der Kapitulation passierten abertausende zu Fuß und auf Pferdewagen ihre kleine Heimatstadt, die am Rand einer der großen Fluchtrouten lag. Eine junge Frau mehr, die sich alleine durchschlug, fiel nicht auf. Sie hielt sich in der Nähe von anderen, war aber vorsichtig und verschwiegen. Nicht einmal die Schwangerschaft selbst wäre das größte Problem gewesen, sondern dass sie in einem schwachen Moment den Namen des Vaters aus ihr herausbekommen hätten. Und sie hatte fast nur schwache Momente. Unfassbar, es für mehrere hundert Kilometer sogar in einen der sporadisch verkehrenden, chronisch überfüllten Züge geschafft zu haben. Mali erinnerte sich an fremde, sich ihr entgegenstreckende Arme. Nicht einmal bedanken konnte sie sich, da es unmöglich war, sich umzudrehen, wenn man einmal ein, zwei Abteile weiter geschoben worden war. Dass sie kaum sprach, erregte keine Aufmerksamkeit. Es gab viele Gründe, zu verstummen. Die meisten hatten mit den eigenen genug zu tun.

Etwas schlug um in diesen zwei Wochen, und wenn Mali später Vera davon erzählte, sah sie ihr Leben nicht nur äußerlich in ein Vorher und Nachher zerfallen. Nicht Reinhard war es gewesen, der es in zwei schlecht zueinander passende Teile gespalten hatte, sondern das Kind. An dieser Stelle ihrer Geschichte lächelte Vera immer. Einmal mussten sie zu Fuß über eine Brücke mit beschädigtem Mittelpfeiler und fehlendem Geländer. Die Gruppe, mit der Mali seit ein paar Tagen unterwegs war, diskutierte noch, was am besten zu tun sei, da war sie schon den halben Weg drüber. Tags darauf stießen sie auf russische Soldaten, kauerten stundelang in einem Geräteschuppen. Draußen hörten sie die Russen lachen und singen, einer von ihnen hatte eine

wunderbare Stimme. Durch ein Astloch sah sie sie Kartenspielen und trinken, und als einige von ihnen sich zum Schlafen unter einem Baum zusammenrollten, während zwei, drei andere noch grölten, trat sie offen aus dem Stadel und ging gleichmütig mit ihrem Bündel an ihnen vorüber. Als sie es später der Tante in Wien erzählte, glaubte die ihr zuerst nicht. Mali verstand das. Wenn ihr das jemand erzählt hätte, hätte sie es auch nicht für wahr gehalten. Sie meinte keineswegs, dass die Russen von ihrer Furchtlosigkeit beeindruckt waren. Vermutlich hatten sie an jenem Tag bloß ihre Dosis Wut, Essen, Alkohol schon gehabt. Beide Male war ihr die Gefahr gleichgültig gewesen. Nicht dass sie sie direkt gesucht hätte, die Gelegenheit bot sich ohnehin täglich. Aber sie ging ihr auch nicht aus dem Weg. Doch nichts geschah ihr.

Mali konnte es nicht leiden, wenn später immer erzählt wurde, wie sehr Kinder, ob geboren oder ungeboren, den Müttern die Kraft zum Weitermachen und Überleben gegeben hätten. Das war nichts als Kitsch, fand sie. Sie hatte im Gegenteil unzählige Male gesehen, dass Kinder den Frauen die letzte Kraft und den letzten Lebensmut geraubt hatten: Wenn sie krank wurden und starben, wenn die Frauen schlicht zu langsam vorwärtskamen, weil sie von den geschwächten Kleinen aufgehalten wurden. Auch wenn es gewiss welche geben mochte, auf die zutraf, was man später so gerne hörte.

„Weißt du“, würde Mali Jahre später zu Vera sagen, „was ich nicht ausstehen kann? Dass man von allen Geschichten immer nur ein oder zwei mögliche Variante erzählen darf und dass die, die den Menschen nicht in ihre enge Rahmen passt, einfach totgeschwiegen werden muss.“ Hätte Vera nicht so viel gefragt, wäre Mali all das vermutlich nie mehr eingefallen. Nicht in jenen Jahren, in denen Erinnern Gift war, das man in den Glasschrank sperrte und am liebsten die Schlüssel wegwarf. Sie war da nicht anders gewesen. Das meinte sie schon ihrem Kind schuldig zu sein. Die Kinder waren die Zukunft, das sagte jeder. Sie verdiente es unbelastet zu sein, das glaubte auch Mali. Jeder glaubte es. Je weniger Vergangenheit, desto mehr Zukunft: Das war die falsche Rechnung, die fast jeder für richtig hielt. Den Unterschied zwischen Schweigen und Totschweigen hatte Mali ebenfalls Vera zu verdanken, und das war keine Kleinigkeit.

Jetzt erinnerte sie sich wieder daran, obwohl es nicht angenehm war: Das Kind zu retten war nicht ihr oberstes Ziel gewesen.

Obwohl es dann alles für sie war, von Anfang an. Sie hatte fürchterliche Angst, nicht genug zu essen für ihn zu bekommen. Nur jeden zweiten oder dritten Tag ergatterte sie einen Viertelliter Milch. Als Robert ein paar Monate alt war, musste sie ihn mit zerdrückten Erbsen zufüttern. Die Erbsen waren Teil der sogenannten Stalin-Spende, eine Gabe der Sowjets für die hungernde Stadtbevölkerung. Nach dem Ausklauben und dem Einweichen musste man noch die auskriechenden Maden abschöpfen. Erbsen würde sie in ihrem ganzen Leben keine mehr essen, das schwor sie sich.

Das Anstehen vor den Geschäften zehrte fast Malis gesamte Kräfte auf. Einmal fiel sie mitten in einer Schlange mit dem Kind auf dem Arm in Ohnmacht. Dass drei Frauen vor ihr sie dann vorließen und eine ihr sogar etwas von ihrer eigenen Milchration schenkte, war eine unerhörte Ausnahme von der Regel, nach der Menschen in Not nicht besser, sondern härter und egoistischer wurden.

John steckte ihr immer wieder Nahrungsmittel zu und brachte sogar einen Stubenwagen aus lackiertem Rattan und mit gummibezogenen Rädern. Jede erbsenfreie Woche war ein großes Geschenk. Mali spielte sogar kurz mit dem Gedanken, dem Rat der Tante zu folgen. „Er wäre gut zu uns gewesen“, sagte sie zu Vera, die nicht widersprach, aber hinzufügte: „Solange du dankbar gewesen wärst.“

„Und dir soll ich nicht dankbar sein?“ Mali meinte es als Scherz, aber in so etwas verstand Vera keinen Spaß. „Nur über meine Leiche“ antwortete sie in so ernstem Ton, dass sie beide in Gelächter ausbrachen.

Eine Viertelmillion mehr Männer als Frauen gäbe es in Wien! Die Tante gab keine Ruhe.

„Ist ohnehin besser so“, fauchte Mali mit dem Kind am Arm, die Tante verstand die Welt nicht mehr und Mali tat es leid, sie angeschrien zu haben. Als sie damals schwer erkältet und fiebrig in Wien angekommen war, hatte sie ihr keine Fragen gestellt, Kohlblätter aufgelegt, unablässig Kräutertee und Essigwickel gemacht und ihr Suppen eingeflößt, gekocht aus dem, was sich gerade auftreiben ließ. Die schleimigen Graupen waren eine Wohltat für den entzündeten Hals gewesen. Hin und wieder brachte die Tante sogar ein mit

Weißwein verschlagenen Ei. Sie hätte eben ihre Verbindungen, sagte sie und lächelte stolz. In Malis Brust saß wochenlang ein glühend heißer Klumpen, der ihren Atem auffraß, während es sie verrückt machte, dass sie sich an Reinhard's Stimme nicht mehr erinnern konnte. Wenn sie sich zu sehr darauf konzentrierte, bekam sie Nasenbluten, das kaum zu stillen war. Nachts, wenn Mali aus dem Schlaf aufschreckte und die heiße Stirn am Fensterglas kühlte, sah sie im Haus gegenüber schattenhafte Gestalten ein und aus huschen. Einmal stürzte krachend ein Holzbalken auf die Straße und jemand schrie. Jede Woche kam in den Abbruchhäusern jemand ums Leben oder verletzte sich schwer. Seit ihrem Aufbruch hatte Mali dutzende Tote gesehen. Für etwas anderes als Gleichgültigkeit und Schlaf war in den Wochen nach ihrer Ankunft keine Kraft übrig.

John hatte sie gleich am ersten Tag kennengelernt. Der alte Stadtplan, den sie von zuhause mitgenommen hatte, hatte sich als hilfreich erwiesen trotz der vielen abgeriegelten Straßen, derentwegen sie große Umwege machen musste und sich ein paar Mal verlor. Als sie sich irgendwo an einem Hydranten wusch, wo die Leute auch Wasser holten, denn straßenweise waren die Leitungen zerstört, sprach er sie an. Er war freundlich, zeigte sich begeistert von ihren unsicheren englischen Sätzen und drückte ihr einen Zettel mit seinem Namen, einer Adresse in der britischen Zone, ein Stück Weißbrot und eine Tafel Schokolade in die Hand. Wenn sie einen Job brauche, sollte sie sich dort melden. Der Tag war sehr warm, und die Fliegen stiegen im Schwärmen von den Bombentrichtern und aus den Abbruchhäusern auf, wo dem Gestank nach da und dort zumindest noch tote Haustiere liegen mussten. Auf den Straßen wurde gekocht und Schutt weggeschaufelt. Die zahllosen Ruinen machten Mali Angst. Wohin sollte sie, falls die Tante auch ausgebombt war? Wenig später stand sie vor dem dreistöckigen, weitgehend unbeschädigten Jugendstilhaus. Die Tante war nicht zuhause. Mali lehnte sich sitzend an die Wohnungstür und war bald eingeschlafen. Die Schokolade und das Weißbrot hatte sie ungeöffnet unten im Rucksack verstaut. So hatte sie zumindest ein Geschenk dabei.

Dass die Tante auch das Baby als Geschenk betrachten würde, hätte Mali nicht erwartet. Sie, die alles zu wissen schien, was man zum Überleben

brauchte, brachte ihr bei, wie man aus Knochen und Pottasche Seife machte, falsche Sahne aus Milchpulver und Weizenmehl, die nicht einmal so schlecht schmeckte, zeigte ihr, wie man Rost mit einem Glassandgemisch entfernte und vieles mehr. Als Mali den Kleinen immer schlechter stillen konnte, wurde er mit Zitronen-Zweidrittel-Milch gefüttert, bei dem die Milch ganz fein gerann, was für den Säuglingsmagen besonders bekömmlich sei, wie die Tante wusste. Da waren ihre Beine schon monströs geschwollen. Das selbstgenähte Ausgekleid aus Fallschirmseide, das Mali nie getragen hat, war das Letzte, was ihr die Tante schenkte. Sie starb im Resselpark, auf dem Schwarzmarkt, im Rucksack ein paar Zitronen von John und sorgfältig in Papier gewickelte Mokkatassen von Augarten, die ihr jemand stahl, nachdem sie zusammengebrochen war.

John schickte noch eine ganze Weile Lebensmittel, obwohl sie ihm bald nach dem Tod der Tante die Schachtel mit den Schuhen, die er ihr mitgebracht hatte, ohne ein Wort zurückgab. Eine halbe Minute vielleicht standen sie so da, den Karton zwischen sich. Es war nichts, was Mali geplant hatte, im Gegenteil, die halbherzigen Gedanken, sich doch mit ihm zusammenzutun, waren wieder aufgetaucht. Aber als er nun da stand mit seinen gutmütigen Augen, hinter denen die große Erwartung lauerte, da wusste sie: Es käme nicht infrage, und egal wie freundlich er es meinte, eines Tages würde er sie für ihre Rettung zahlen lassen und dafür, dass sie ihn nicht liebte und nie lieben würde. All das begriff er nicht, und sie gab ihm keine Chance dazu, weil sie nichts erklärte, ebenso wenig wie Reinhard es getan hatte. Wozu auch? John verstand, was er verstehen musste, und als er schließlich ohne ein Wort ging, zog er die Tür hinter sich behutsam zu, um das Kind nicht zu wecken.

III

Eine taucht auf

Als sie im zweiten Stock ihren schweren Atem hört, nimmt Mali der Fremden den Rucksack ab, der tatsächlich enorm schwer ist. „Was hast du da drin, Steine?“

Vera lehnt sich zum Luftholen an das Geländer und grinst. „Wart's ab“.

Sie hat wache Augen, nicht aber dieses Huschende, Lauernde, das jetzt sogar die Todmüden oft noch

haben, eine unschöne Mischung, die auch junge Menschen verhärtet wirken lässt. Man muss mit allem rechnen, sogar mit dem Wunderbaren, auch wenn es sich rar macht, das hat Mali gelernt: John lässt sie nicht hängen, obwohl sie ihn auf Abstand hält. Als Mali sich für die Arbeit bei den Briten vorstellen geht, hat sie die Wahl zwischen ihren einzigen Damenschuhen, schwarzen Rauhlederpumps mit hoffnungslos schief gelaufenen Absätzen, oder recht passabel aussehenden blauen Riemenschuhen mit Zierstanzerei von der Tante, die aber eine gute Nummer zu groß sind. Sie entscheidet sich für letztere, trägt sie in einer Tasche mit, da sie darin keinesfalls die zwei Kilometer zu Fuß zum Parkhotel Schönbrunn zurücklegen kann, das die Briten beschlagnahmt haben. Eine Straßenecke vor dem Ziel stopft sie die Schuhspitzen mit Papier aus und legt das letzte Stück gemessenen Schritts und mit verkrampften Wadenmuskeln zurück. Der Kleine ist bei der Hausmeisterin, eine gutmütige Person, die in ihrem Wohnzimmer eine improvisierte Schneiderei betreibt und vermutlich noch andere Geschäfte abwickelt, Mali will es gar nicht wissen. Robert ist ein unkompliziertes Kind, das sich begeistert und ausdauernd mit Knöpfen, Stoffresten oder anderem herumliegenden Zeug beschäftigen kann. Dennoch lässt ihn Mali nur dort, wenn es nicht anders geht. Die palastartige Fassade des Hotels scheint unbeschädigt, sogar die Fenster sind intakt. Das Gesicht der Wache am Eingang wird sofort freundlicher, als sie Johns Namen nennt. So gut es geht, ignoriert sie das Bild, das ihr aus den raumhohen, goldgerahmten Spiegeln in den Gängen entgegenspringt, schäbig und steif in den zu großen Schuhen, der Hals faltig wie bei einer alten Frau. Sie späht durch einige offene Zimmertüren. John ist nirgends zu sehen. Sie bekomme ein kleines Festgehalt und Lebensmittel, anfangen könne sie sofort, am besten morgen, so der zuständige Sergeant. „No problem“, sagt sie, schiebt ihr Erschrecken schnell hinter ein Lächeln. Morgen? Wohin so schnell mit dem Buben? Sie kennt niemanden, dem sie den Kleinen regelmäßig überlassen könnte. Dann fällt ihr die junge Frau mit dem Rucksack und dem Pappschild wieder ein, die sie auf dem Weg hierher vor der Ausgabestelle für Lebensmittelkarten gesehen hat. „Suche Schlafplatz gegen Mithilfe im Haushalt“. Die Frau, fast noch ein Mädchen, hat Malis Blick

einen Moment festgehalten, aufmerksam, weder flehend noch abschätzend. Das ist selten. Die Menschen sehen einander kaum an. Nicht einfach so. Wird man doch ständig wegen irgendetwas angesprochen, auch angebettelt, und wenn man selbst nichts benötigt, weicht man dem Augenkontakt möglichst aus, so hält es auch Mali. Veras Blick ist anders, das hat Malie registriert und sogleich wieder vergessen.

Überall sind Leute, die eine Unterkunft suchen, Mali achtet normalerweise nicht auf sie. Viele Häuser sind zur Gänze oder teilweise unbewohnbar, die Stadt voller Flüchtlinge und Heimkehrer. Seit dem Tod der Tante vor drei Monaten hat Mali Angst, dass sie ihr jemanden zuweisen. Die Wohnung ist viel zu groß für sie und das Kind. Bis jetzt hat man sie aber in Ruhe gelassen, als würde es helfen, dass sie sich so unsichtbar wie möglich macht. Auch das war leichter, als Ada noch da war, die sich im Viertel bewegte wie ein Fisch im Wasser und mit erstaunlichem Talent fast alles besorgte, was sie brauchten. Neben ihrem Faible für John, den Ada stets als Lotto-Sechser bezeichnete, den sie, Mali, unbegreiflicherweise nicht einlösen wollte, drängte die Tante sie immer wieder dazu, zumindest mit den jüngeren Nachbarinnen zu reden, scheiterte aber an Malis schweigenden Widerstand. Wenn überhaupt, dann tauscht sie jetzt ein paar belanglose Sätze mit älteren Frauen, sie fühlt sich sicher in deren melancholischer, hoffnungsloser Mütterlichkeit, mit der sie sie als junge Frau mit einem Kind behandelten. Sie sind meist zu erschöpft für tiefergehende Gespräche oder irgendwelche Verbindlichkeiten, suchen nichts als den Klang einer freundlichen, jungen Stimme und vielleicht die Erinnerung an die eigene Jugend. Die Einsamkeit tut ihr wohl, bis jetzt. Wenn sie die Suchmeldungen des Roten Kreuzes im Radio hört, dreht sie ab. Obwohl sie sich alle paar Wochen vornimmt, wenigstens nach ihrer Schwester zu suchen, tut sie es nicht. Warum? Sie weiß es nicht. Die Schwester ist ein paar Jahre älter und sie verstanden sich gut. Mali gewöhnt sich ab, über sich selbst nachzudenken. Sie bekommt schlechte Träume davon und eine Kälte kriecht in ihr hoch, die sie so stumm macht, dass nicht einmal ein paar Worte beim Schlangestehen mehr möglich sind. Mit einem Kind ist es zum Glück nicht schwer, die eisigen Gedanken zu verbannen. Es lenkt einen ab, immerzu will es etwas, immerzu

ist es hungrig. Ada, die gut zu ihr war, fehlt Mali, dennoch ist da auch eine gewisse Erleichterung, für die sie sich schämt. Mit dem Tod der Tante, eigentlich eine Cousine ihrer Mutter, ist eine letzte Verbindung gelöst worden. Jetzt gibt es hier niemanden mehr, der bezeugen könnte, wer sie ist.

Als Mali die junge Frau ansprechen will, muss sie sich räuspern. Sie ist so etwas nicht gewohnt. Das Zimmer, das sie ihr anbieten könne, sei groß und ziemlich leer, aber eine gute Rosshaar-matratze sei noch da. Das Bettgestell hätten sie allerdings im letzten Winter verheizen müssen. Die junge Frau will nur wissen, wie weit es ist. Sie deutet auf ihren Rucksack. Der sei verdammt schwer und sie habe heute keine Zeit zum Essen gefunden. Dann zwinkert sie Mali zu, die den Sarkasmus nicht gleich erfasst.

„Vera“. Sie streckt Mali die Hand hin. Ihre Stimme hat Kraft. Kein Nachname, kein „Ich komme aus –“ Der Aussprache nach ist sie Österreicherin. Links vorne fehlt ihr ein Zahn, sie ist blass und über das Jochbein zieht sich ein verheilender Bluterguss. Aber sie ist keine, mit der man Mitleid haben muss, da ist sich Mali sicher.

„Heute ist mein Glückstag“, meint Vera, lächelt breit. „Ich kann gut umgehen mit Kindern“, versichert sie eifrig.

Der Kleine krallt sich in Malis Rock und will nicht grüßen, bis ihn Mali zwischen die Schulterblätter kneift. Vera wirft nur einen kurzen Blick in das Zimmer, das ihr Mali zeigt, und meint:

„Alles bestens!“

Mali schaut sie von der Seite an. Ihre Zahnlücke ist ziemlich groß, sodass die Wange eine Spur eingefallen ist. Sonst hat Vera feine Züge. Sie stinkt ein bisschen nach Schweiß und Holzfeuer.

„Wo hast du denn in den letzten Tagen geschlafen?“

Veras Haar ist verfilzt. Sie hat Kleider in mehreren Schichten an, unter einem Blusenkleid trägt sie eine schmale Männerhose.

„Ach, mal da, mal dort. Meinst du, ich könnte mich da drin waschen?“ Es gibt noch einen alten Waschtisch im Zimmer.

Schon ist sie draußen zum Wasserholen an der Bassena.

„Das Wasser im Bad funktioniert!“, ruft ihr Mali nach. John hat ihr jemanden geschickt, der das beschädigte Rohr instand gesetzt hat. Trotzdem holt sie das Wasser oft draußen, aus Gewohnheit und damit die Nachbarn es nicht bemerken.

Wegen John gibt es ohnehin Gerede. Mali wärmt die Suppe von gestern, verscheucht den Kleinen, der sich an Veras Rucksack zu schaffen macht. Das klebrige Brot bröckelt schon wieder, obwohl sie es ganz vorsichtig schneidet. Draußen hört sie Vera mit dem Wasser plätschern. Mali sucht fahrig nach dem Anzünder. Beinahe lässt sie einen Teller fallen. Sie hat heute Arbeit gefunden und jemanden, der auf Robert aufpasst. Jemand Netten. Obwohl sie das noch gar nicht wissen kann. Sie kennt Vera gerade eine halbe Stunde. Malis Herz klopft. Es fühlt sich alles zu gut an, das macht sie unruhig. Zehn Minuten später sitzen sie am Wohnzimmer-tisch, Vera in Adas Schlafrock und Adas Stricksocken, die ihr Mali gebracht hat. Erst jetzt sieht Mali, wie kurz Veras Haar ist. Die bemerkt ihren Blick und sagt achselzuckend: „Selbstgeschnitten. Nicht gerade elegant, ist mir klar.“

Die Suppe riecht gut, obwohl sie nur aus Gemüschalen gekocht ist. Der Kleine bekommt ein paar Löffel von den feinblättrigen Haferflocken dazu, von denen sie fünf Kilo hatte, die nun langsam zur Neige gehen. Vera kann wirklich gut mit Kindern: Während Mali den Tisch deckt, flüstert und scherzt sie mit dem Buben, der ihr nach ein paar Minuten zugeht, als würde er sie schon ewig kennen. Begeistert zeigt er seiner Mutter einen kleinen gelblichen Steiff-Bären mit richtigen Glasaugen und einem blauen Bändchen um den Hals. Er riecht genauso nach Holzfeuer wie Veras Kleider.

„Das war meiner, als ich klein war“, sagt Vera.

„Den musst du doch behalten“, protestiert Mali, während Robert das Gesicht verzieht und das Stofftier an sich drückt.

„Ach was“, entgegnet Vera und schaut Mali dabei in die Augen. „Je weniger man behält, umso besser.“

Malis Kopf schwirrt. Sie möchte fragen, wie Vera das meint, bringt aber die Worte nicht heraus. Ihr ist das so fremd geworden: Neugierde auf einen anderen Menschen. Sie möchte tatsächlich etwas über Vera wissen, obwohl sie keinen Wunsch hat sie auszufragen. Da ist etwas Halbvergessenes, das fast wehtut und sich steif anfühlt wie ein Muskel, den man lang nicht mehr benutzt hat. Sie taucht den Löffel in die Suppe. Ihre Hände zittern. Etwas flackert auf am Rand ihres Bewusstseins, jagt ihr einen feinen Stich durch den Körper, ein Gedanke, klar wie Wasser, dennoch wortlos, die Gewissheit, dass sie etwas verloren hat. Etwas

Großes. Nicht Reinhard, nicht Vater, Mutter, Schwester, nicht die alte Heimat – etwas Grund-sätzlicheres: die Fähigkeit, sich etwas nahegehen zu lassen. Sobald eine Welle von Hoffnung, Traurigkeit, Neugierde, Zorn oder irgendein anderes starkes Gefühl auftaucht, zieht etwas in ihr blitzschnell einen Schleier davor, dämpft, umhüllt und polstert, bis nicht mehr viel davon zu bemerken ist. Das geschieht einfach, sie kann es nicht ändern. Fast alle tun es, jedenfalls alle, die es können. Was bliebe einem auch übrig? Die anderen, die es nicht zustande bringen, das sind die, die wirres Zeug aus den Fenstern schreien, sich auf der Straße die Kleider herunterreißen oder in den Ecken kauern und aus ihren nie endenden Gesprächen mit sich selbst oder wem auch immer nicht mehr herausfinden. Die Stadt ist voll mit denen. Die Leute meiden sie, als könnten sie sich anstecken. Auch Mali hält es so. Doch das, was nun zurückdrängt, ist stark. So stark, dass es sich nicht auf die übliche Weise wegschieben lässt.

Vera hat ihre Suppe ausgelöffelt, schiebt mit einem dankbaren Lächeln den Teller weg und weiß von nichts, dennoch liegt es an ihr, an ihrem freimütigen Blick und an einer unbestimmt anziehenden Verletzlichkeit, dass Mali sich erinnert. Sie streckt die Hand nach dem Buben aus, er klettert auf ihren Schoß. Vera hangelt mit dem Fuß nach dem Rucksack, knüpft ihn auf und holt von weit unten das größte Stück Speck, das Mali je gesehen haben, aus dicken Schichten von Zeitungspapier.

„Würde das reichen für die erste Monatsmiete?“ Vera freut sich über die fassungslosen Gesichter. Der Rucksack ist voll mit Lebensmitteln: Roggenbrot mit Kümmel und ganz ohne Sägespäne, eingelegte Gurken, zwei große Gläser Marillenmarmelade, Mehl, Äpfel, Graupen, Zucker, Reis, Salz, getrocknete Zwetschken, Walnusskerne.

„Damit kommen wir Wochen aus. Wir könnten auch etwas davon tauschen.“

Malis Stimme ist flach. Sie versucht sich vernünftig zu geben.

„Woher hast du das?“

„Ich komm vom Land. Nicht weit weg. Bin aber abgehauen.“

Vom Land in die Stadt, wo fast alle zu wenig haben?

„Wie hast du das alles bloß durch die Kontrollen gebracht?“

„Mensch!“ Vera beugt sich nach vor. „Ist das so wichtig?“

Nein, ist es nicht. In Wahrheit ist es Mali ganz egal. Die Fragen geben ihr nur Aufschub, während sie sich bemüht die Tränen zurückzuhalten.

„Wie alt bist du eigentlich?“, fragt Vera, während sie Robert ein großes Stück Speck herunter-schneidet. So etwas hat er noch nie gegessen.

„Fast dreiundzwanzig. Und du?“

„Zweiundzwanzig.“

„Siebzehn“, vermutet Mali.

Da ist es wieder, diese breite Grinsen. Und der offene Blick.

„Touché. Neunzehn. Hab sogar einen Ausweis, schau.“

Mali wehrt ab.

„Du hast doch bestimmt noch ein paar feine Gläser in dieser schicken Bude. Wir haben doch was zu feiern heute, oder nicht?“

Vera zieht einen Flachmann aus der Tasche.

„Kein Champagner. Besser.“

Schließlich essen sie ein Fünftel des Specks, fast den ganzen Brotlaib und löffeln ein Glas Marillenmarmelade aus. Dazu trinken sie Wasser und den starken Obstler aus Veras Flasche, der wunderbar in der Kehle brennt. Irgendwann legt Mali den schlafenden Buben auf das braune Samtsofa ins Wohnzimmer.

„Tot“, hätte Mali einfach antworten müssen auf Veras Frage nach Roberts Vater. Ein einziges Wort, das den Fragenden fast immer zum Verstummen bringt. Nun, vielleicht nicht Vera, vielleicht nicht in dieser Nacht. Nur ein paar wenige Sätze lang noch hätte Mali durchhalten müssen. Nicht einmal lauter Lügen hätte sie erzählen müssen: eine Mischung aus Wahrem und Erfundenem lässt sich am leichtesten durchhalten, vorausgesetzt man behält alle Details. Noch dazu stehen sie nebeneinander vor dem schlafenden Kind, als die Frage kommt, Vera mit einem Glas in der Hand, sie hat schon einiges intus und ist gewiss nicht mehr so hellhörig wie sonst. Auch Mali spürt den Schnaps, obwohl sie nur ein paar kleine Schlucke genommen und so viel gegessen hat wie schon lange nicht mehr.

„Ich kann nicht darüber sprechen.“ Das wenigstens hätte sie herausbringen müssen. Vera ist kühn, aber nicht taktlos. Außerdem ist es Malis Wohnung, sie hätte sie jederzeit hinauswerfen können. Stattdessen erzählt sie Vera in den folgenden Stunden die vollständige Geschichte. Flüsternd, um das Kind nicht zu wecken, brechen Details, an die sie nie mehr gedacht hat, aus ihr heraus,

Wichtiges und Unwichtiges, die Wolkenbilder, die sie und Reinhard einander beschrieben haben, das langsame Tanzen unter dem Mond, er mit seinem steifen Bein, die englischen Sätze, die sie einander vorgesprochen haben für später, und schließlich die letzte Nacht auf der Mauer. Der ganze beschissene Verrat. Die Kräutertees, die Stricknadeln, der Zug. John, und dass sie davon überzeugt ist, dass in ihr außer für das Kind keine Liebe mehr übrig ist, kein Stäubchen, ja nicht einmal das, was es braucht, um sie einigermaßen vorzutäuschen. Vera unterbricht nicht, verzieht keine Miene. Ihr Blick bleibt da, ist wie ein Netz, das hält. Malis Kopf und Körper fühlen sich weich an, nachgiebig. Sie meint sich nicht auf den Beinen halten zu können, wenn sie jetzt aufstünde. Sie muss verrückt geworden sein. Aber es ist zu spät, es zu bereuen. Vera hält ihre Hand. Es ist etwas Selbstverständliches. Sie spürt die schartigen, verhornten Stellen in Veras Handfläche.

„Und du?“

Vera fährt mit dem Zeigefinger das bläuliche Mal auf ihrem Gesicht nach, starrt auf den leeren Teller.

Ein Frühsommerabend, nicht lang her. Ein paar Russen, die getrunken haben, einer habe sich, – keiner weiß warum, – hieß es danach, von der Gruppe entfernt. Er habe sie wohl gesehen, als sie aus der Scheune gekommen sei, sie habe noch die Hühner gefüttert und wegen des aufziehenden Gewitters Tore und Dachluken verriegelt. Der Himmel sei schon ganz dunkel gewesen, und sie hätte nicht gedacht, dass da noch jemand draußen wäre. Normalerweise höre man die Soldaten, aber vermutlich war der Wind zu stark oder sie seien zufällig leiser gewesen als sonst.

Dann das Übliche. Er spricht sie an, lächelt sogar dabei, aber nur für einen kurzen Moment. Als sie sich rasch abwenden will, im Kopf überschlägt, wie viele Schritte es bis zum Haustor sind, spürt sie schon etwas Hartes im Rücken, hört das Klicken der Waffe. Er deutet auf eine Baumgruppe in der Nähe, neben dem Feld. Der Wind tost schon, ein, zweimal wehen Fetzen von Gelächter zu ihnen herüber. Er redet auf russisch auf sie ein, wird lauter, dem Ton nach beschimpft er sie. Trotz allem kommt er ihr nicht sonderlich böse vor, sondern so, als müsste er sich selbst davon überzeugen, dass er wirklich will, was er vorhat. Die Kühle hilft ihr beim klaren Denken. Sich zu wehren hat keinen Sinn. Sie wird es aushalten.

Angst empfindet sie keine. Sie kennt schon viele Geschichten. Sie bewegt sich langsam, er treibt sie zur Eile, sieht sich nervös um. Sie denkt, wie verrückt das ist, dass der Angst hat, während sie überhaupt nichts fühlt, keine Panik, auch nichts anderes, absolut nichts. Sie sieht sich selbst, wie sie sich am Rand des Feldes hinlegt. Während er seine Hose öffnet, denkt sie, wie jung er ist, wahrscheinlich nicht älter als sie. Der Moment, in dem er seine Waffe zu Boden gleiten lässt: Da flammt etwas auf in ihr, ein Funken Wut. Ein oder zwei Mal schlägt er sie ins Gesicht, nicht besonders fest.

„Die Wut hatte ich seltsamerweise nicht wegen dem, was er mir gerade antun wollte. Nicht in dieser Sekunde. Sondern weil er sich so sicher gefühlt hat, dass er nicht einmal mehr die Waffe bei sich behalten hat.“ Das erste Mal, seitdem sie spricht, sucht Vera Malis Blick.

Der Stein in ihrer Hand: reiner Zufall, dass sie ihn ertastet und dass er die richtige Größe hat. Zufall auch, dass es die Linke ist. Dass sie exakt die richtige Stelle erwischt. Sie ist Linkshänderin. Der Russe gibt keinen Laut von sich, rollt zur Seite. Sie zwingt sich, ganz langsam zurückzugehen, obwohl der Regen schon losbricht. Ihre Mutter sieht sie auf dem halben Weg vom Fenster aus, aber die hat nichts von dem Geschehenen mitbekommen. Sie schreit sie an, ob sie verrückt sei. Die Blitze zucken rundherum. Und der Regen. Am liebsten wäre sie ewig weiter gegangen in diesem strömenden Regen, der alles abwäscht. Sie sagt zu niemanden ein Wort, bringt die ganze Nacht mit offenen Augen zu. Ihre Zähne klappern so, dass sie meint, das würde nie mehr aufhören. Irgendwann schläft sie ein. Am nächsten Morgen finden Nachbarn den Russen. Er liegt unter einem Baum, der im Gewitter umgestürzt war. Man nimmt an, dass der Stamm ihn erschlagen habe, während er betrunken am Feldrand eingeschlafen sei oder vor dem Gewitter Schutz gesucht habe.

„Ich weiß nicht, ob ich ihn getötet habe. Oder der Baum. Oder beide zusammen.“

Vera räuspert sich, flüstert noch immer.

„Der Baum hat mich jedenfalls gerettet.“ Sie nimmt einen Schluck Schnaps.

Irgendwann bewegt sich der Kleine und jammert im Schlaf.

„Du hast dich selbst gerettet.“

„Du dich auch“, sagt Vera. Jetzt halten sie einander an den Händen. Für eine Weile sind sie ganz still. Als sie sich hinlegen, graut der Morgen.

Erst am nächsten Tag, übermächtig auf dem Weg in die neue Arbeit, kommt die Angst, vergeht wieder, da Mali sich auf etwas anderes konzentrieren muss. Aber als sie nachhause kommt und Vera gekocht hat, ist diese Gewissheit wieder da: Es ist in Ordnung. Sie werden nicht mehr darüber sprechen.

Vera wohnt für mehrere Jahre bei Mali. Danach zieht sie in eine Zimmer-Küche-Kabine-Wohnung im Nachbarhaus. Sie sehen einander mindestens zwei Mal in der Woche. Robert liebt sie. Männerbekanntschaften meidet Vera. Keine der beiden Frauen wird jemals jemand anderem diesen Teil ihrer Geschichte erzählen.

IV

Einer taucht ab

Lange Zeit ist es einfach: Wenn er nach seinem Vater fragt, erzählt sie dem Sohn eine Mischung aus Erfindung und Wahrheit, die ihr mit der Zeit so geläufig wird, dass sie beinahe selbst daran glaubt. Dass er nach diesen Geschichten verlangt, ist zwar anstrengend, aber auch eine gute Übung darin, sie so flüssig und glaubhaft zu gestalten, dass sie sich sicher fühlt. Ihre Geschichten sind schön: Sie kommen ohne nächtliches Wachliegen aus, ohne Zittern, ohne Schuld und Verrat.

Foto hat sie keines mehr von Reinhard. Das einzige, ein Passbild, hat sie damals irgendwann verbrannt. Ein Foto hätte es leichter gemacht, denkt Mali.

Vielleicht hätte Robert früher zu fragen aufgehört, wenn er ein Bild gehabt hätte. So muss sie ihm den Vater immer wieder beschreiben, Augen, Gestalt, Stimme. Natürlich auch alles, was er mochte und was nicht, welche Lieder er sang und was er gerne aß. Und was er gut konnte, vor allem das. In diesen Dingen hält sie sich an die Wahrheit. Sie erzählt Robert sogar vom steifen Bein, und wie überaus geschickt sein Vater damit umgegangen sei, sogar reiten und klettern habe er gekonnt. Doch sie gibt ihm einen anderen Namen und einen schnellen Tod durch einen Tieffliegerangriff in den letzten Kriegswochen. In Roberts Geburtsurkunde steht in der Rubrik „Vater“ „unbekannt“. Sie hat sie gut weggeschlossen. Es müsste nicht allzu schwierig sein, den Eintrag ändern zu lassen. Sie hätte es schon vor Jahren tun sollen, als noch Hunderttausende ohne Dokumente waren, zahllose Akten vernichtet und die Überprüfungen kompliziert. Jetzt liegt die

alte Heimat hinter dem Eisernen Vorhang. Eine tragische Angelegenheit, aber für Mali ein Vorteil. Eine Grenze wie diese sichert den Abstand, den Mali braucht.

Nie hätte sie vermutet, dass Robert sich erinnert. Reinhard war so schnell wieder weg gewesen. Ein paar Wochen lang ist er ihr jeden Morgen beim Aufwachen wieder eingefallen. Jeden Morgen die sekundenlange Hoffnung, dass sie nur schlecht geträumt hätte. Ein paar Wochen lang ist sie mit eingezogenen Schultern durch die Straßen gelaufen, hat im Augenwinkel jeden Hinkenden registriert. Wer weiß, vielleicht war da ein winziger Teil in ihr, der sogar gehofft hat, dass er zurückkommt, sich nicht so schnell vertreiben lässt. Dass er kämpft um sie und den Buben. Hat er keinen Augenblick vermutet, dass der Kleine sein Kind sein könnte? Oder wollte er es gar nicht wissen?

All die Fragen. Schlafende Hunde, denkt Mali. Jetzt bellen und knurren sie und lassen sie nicht mehr in Ruhe. Wie hat sie glauben können, dass das alles vorbei ist.

Aber das war es doch. Da war diese Nacht, als sie Vera getroffen hat. Der Speck, der Schnaps, die Marillenmarmelade. Ein Wunder, dass sie sich nicht übergeben haben. Mali muss lächeln, wenn sie daran denkt. Ihre verschlungenen Finger auf der Tischplatte. Sie haben zusammengehalten. Unverbrüchlich, auch so ein Wort, das sie schon lange nicht mehr gehört hat. Wie sagt man das auf Englisch? Eine unverbrüchliche Freundschaft. Ist dieses Wissen umeinander nicht das Einzige, was zählt? Wenn es das nicht ist, was dann?

Der kleine, wackelige Tisch ist noch der gleiche wie damals. Vera drängt, dass sie endlich auch die Küche neu einrichten lässt, etwas Modernes, jetzt könnte sie es sich doch leisten, aber Mali will nicht. Der Rest der Wohnung ist renoviert, sogar das braune Samtsofa hat sie fortgegeben. Aber die Küche muss so bleiben, wie sie war, hat Mali energisch gesagt. Wegen dieser Nacht? Idiotisch eigentlich. Aber wenn ihr noch irgend etwas heilig ist außer dem Kind – die Gedanken kreisen.

Sie kramt nach der Zigarettendose. Eigentlich raucht sie nur im Büro, da macht sie keine Ausnahmen. Bis jetzt. Die Küche hat nur eine Oberlichte in den Gang hinaus, aber das ist ihr jetzt egal. Als Reinhard damals im Vorraum stand, war Vera gerade für ein paar Tage aufs Land zu

ihrer Schwester gefahren. Mali hat sie vom Bahnhof abgeholt und ihr schon auf dem Weg nachhause alles haarklein geschildert. Sie zieht an der Zigarette, als könnte sie damit die Scham vertreiben, die sie jetzt überflutet. Sie, die immer alles für sich behalten konnte, schon als Kind. Reinhard und Vera: Die haben sie aufgeweicht und kleingekriegt.

„Frag deine Mutter.“ Mehr habe sie ja nicht gesagt, beteuert Vera, nur das, kein Sterbenswörtchen mehr. So etwas sagt sie ihr ins Gesicht, nein, eigentlich an ihrem Gesicht vorbei, Mali sieht genau, dass Veras Blicks flattert wie ein aufgestörter Nachtfalter, auch ihre Stimme verrät sie, so zittrig und dünn. Sie kennen einander zu gut. Ein Segen, hat sie lange Zeit gedacht. Dabei ist es ein Fluch. Mali weiß, dass Vera weiß, wie wahr es ist, was sie ihr jetzt geradewegs entgegnet: Dass der idiotische Satz „frag deine Mutter“ so gut wie alles verraten hat, und zwar, dass Vera von etwas Kenntnis hat, was Mali ihrem Sohn nicht sagen will. Dass Vera einfach nur zu feige für den ganzen Verrat gewesen sei und es daher beim halben belassen habe. Da hätte sie ihm lieber gleich alles erzählen sollen und sich auch darum kümmern, wie er damit fertig werde, aber nein, das hätte sie nicht interessiert! Weitere Sätze folgen, weitere Vorwürfe, Einwände, Mali erinnert sich nicht mehr. Es endet mit Tränen und Türenknallen.

Umsonst. Die Milch ist verschüttet, denkt sie. Als der Bub dann heimkommt, blass, todernst, ist sie wieder gefasst und erleichtert, dass er überhaupt kommt.

Dieser Totstellreflex, wenn man den einmal gelernt hat, kehrt er verlässlich wieder, wenn Gefahr im Verzug ist. Was folgt, ist ein Verhör. Gerade, dass er keinen Scheinwerfer auf sie richtet. Sie wundert sich, dass er sich das traut, ihr Kleiner, der ihr zum Muttertag und Geburtstag lange Briefe schreibt. Der sie von der Arbeit abholt, egal was die anderen davon halten.

Sie sagt ihm alles. Dass seine Eltern denselben Vater haben, schockiert ihn augenscheinlich wenig.

„Hast du mir deshalb schon mit vier das Lesen beigebracht?, fragt er sogar belustigt. „Um sicherzugehen, dass ich keinen Dachschaden habe?“

Natürlich war da diese Sorge, dass etwas nicht stimmen könnte. Aber Robert war schon als Baby

aufgeweckt, sodass sie bald verblasst und unter den vielen anderen Sorgen untergegangen ist.

„Ich habe nicht gedacht, dass du dich an diesen Besuch erinnerst“, sagt sie mühsam. „Du hast nie etwas davon gesagt.“

„Habe ich auch nicht. Zuerst.“

Die Verächtlichkeit in seinem Blick tut weh. Vielleicht vergeht sie. Falls er irgendwann versteht. Eine andere Erklärung äußert er nicht, und sie getraut sich nicht zu fragen. Sie hat kein Recht dazu. In zehn Jahren werden sie darüber lachen, versucht sie sich selbst zu trösten. Aber so sicher ist sie sich nicht.

„Du hast damals gesagt, dass das niemand ist. Das weiß ich.“

„Und du hast geschrien, dass niemand niemand ist, bis ich dir eine Ohrfeige gegeben haben.“ Warum soll sie das nicht auch zugeben? Nichts mehr zu verlieren zu haben, macht es wieder leichter. Vielleicht ist es auch nur Flucht nach vorne. Sie möchte weinen, hält sich aber zurück. Das hier ist jetzt seine Bühne, sein Recht, etwas in ihr begreift es. Wenn sie es ihm wieder nimmt, verliert sie ihn vielleicht für immer.

Vera, verdammt! Ohne dich wüsste ich so etwas nicht.

Der Gedanke entwischt ihr wider Willen. Jetzt Vera auch noch dankbar zu sein, ist das Letzte, was sie will.

Irgendwann weint er, legt den Kopf auf den Tisch und schluchzt. Er wird bald sechzehn, geht ins Gymnasium. Sie wagt es nicht ihn zu berühren. Irgendwann nimmt er ihre Hand.

„Hast du noch Fragen?“ Sie möchte wissen, woher sie Kraft dazu nimmt, aber es geht. Sie war sich immer so sicher, dass er es nie erfahren darf. Sie hat sich eingeredet, dass sie es für ihn tut. Dass es zu seinem Besten ist. Vielleicht war das das Schlimmste daran.

Robert schüttelt den Kopf.

„Die anderen Sachen muss ich ihn fragen. Wenn er noch lebt, finde ich ihn.“

Das Rote Kreuz, die Einwohnermeldestellen. Es gibt Möglichkeiten. Sollte Reinhard in der Zone sein, wird es schwierig. Wenn er ihn nicht sehen will? Oder will, dass er bei ihm bleibt?

Warten, etwas anderes kann sie nicht tun. Jetzt muss sie aufstehen, das Weinen lässt sich nicht mehr schlucken. Eine seltsame Ruhe befällt sie. Mit Vera wird sie später reden. ■